

F. Brett-Young: Ein herrlicher Tag

Heute schien es, als ob W. G. Sullivan das Glück lächelte. Seit vierzehn Tagen ohne Beschäftigung, hatte er aber auch nicht einen Penny, um ein Sportblatt zu kaufen, geschweige einen Trunk. Und da Sarah, seine Frau, auf seiner Brille saß, war es ihm auch verfehlt, im Almanach zu lesen. Es goß draußen in Strömen. Und er hatte seinen Heberzieher verfehlt. Und gerade heute war der Tag des Epfom Spring Handicap, von dem er, von allen Spielern abgesehen, mit tödlicher Bestimmtheit wußte, daß ein absoluter Outsider, der Ruddigore hieß, gewinnen würde. Er hätte darauf sein letztes Hemd gewettet, wenn er es nicht am Leibe gehabt hätte. (Die übrigen waren im Verfall.) Und jetzt war noch Sarah mit dem linken Fuß aufgestanden und benötigte ihre Stimmung, ihm seine Verbrechen der letzten fünf Jahre vorzuhalten. Da hieß es nur — schlennigste Flucht. „Nun aber ist's genug. Ich geh!“ — „Was du nicht sagst! Es regnet ein bißchen“, höhnte sie. — „Besser, als dein Geheiß anzuhören!“

Es war nicht nur naß, es war auch höllisch kalt. Er schlug den Kragen hoch und schürzte über das glitschige Pflaster. Mit jedem Schritt drückte er das Wasser im Schuh nieder. Wenn ihm der Barbier nur wieder mal einen Lappen borgte, um auf Ruddigore zu sehen!

Ruddigore . . . Ruddigore . . . wie dieser Pferdenname sah! Wie ein Fingerzeig. Er kämpfte sich durch das Hundewetter und stand plötzlich vor einer Anschlagsäule, deren Plakat er sogar ohne Augenglas lesen konnte, so groß waren die Lettern. Durch den Regennebel schlug ihm förmlich entgegen: Ruddigore. Dann darunter: Gilbert . . . Gilbert . . . Sullivan. (Sein Name!) Er stand da, wie versteinert und traute seinen Augen nicht. Das Rückgrat hinter rieselte der Regen. Trännte er? War er verrückt? Ruddigore — Gilbert — Sullivan . . . Mr. Sullivan waren die Operetten von Gilbert und Sullivan spanische Dörfer. Heberdies war er Schotte und abergläubisch. Hier auf dem Anschlagszettel dieser Operetten-Wandertuppe sah er rot auf weiß die überzeugende Bestätigung seines Sportinstinkts. Ruddigore wird gewinnen. Er erhobte sich immer mehr . . . Ja aber, was tun? Höchstens in seine laßle Wohnung gehen, aus der allmählich jedes annehmbare Stück von diesem Drachen Sarah versteckt ward . . . und, Herrgott, am liebsten das Bett verlassen, brächt ich's nur umgesehen aus dem Haus! Aber Sarah mangelte jeglicher portulide Instinkt, leider. Da, blickartig, fiel ihm ihr Regenschirm ein. Verschmitzt funkelten seine Nenglein. Diesem Regenschirm, der mit ihr verwachsenste all ihrer Besitztümer (von ihrer einstigen Gnädigen testamentarisch vermacht), war schon so mancher habgierige Blick Sullivans begegnet, aber stets war er doch davor zurückgeschreckt, ihn zu berühren. Er war rein ihr Augapfel. Sarah verwarfte ihn, in Seidenpapier gewickelt, unter ihren Betten. Wie aber, ohne ihren Argwohn zu erregen, zu ihm gelangen? Umsonst war Sullivan nicht Diener in Herrschaftshäusern gewesen. Sein Leben war eine einzige lange Er-

ziehungsperiode sozialen Taktts. Er war Meister harmlos scheinender Ausflüchte. Nur hatte er leider in Sarah eine ebenbürtige Partnerin. Seit dieser kleinen Ungenauigkeit — er redete ihr ein, 1000 Pfund Ersparnisse zu besitzen, aber es waren bloß 700 — (was an ihrem Hochzeitstage an den Tag kam) — begegnete sie ihm mit Mißtrauen . . . Erst auf der Treppe kam ihm Erleuchtung. Er blieb stehen, nahm den hinteren Kragenknopf aus seinem Hemd, ließ ihn in die Westentasche gleiten und betrat das Haus. „Natürlich, naß bis auf die Knochen. Jetzt brauchst du mich zum Kleider trocknen, wie?“ — „Hast du irgendwo meinen Kragenknopf gesehen?“ sagte Sullivan, ihren Ausbruch nicht beachtend. — „Nein.“ — „Er muß unter's Bett gerollt sein“, warf er listig hin. — „Such' dir'n selber gefälligst.“ Mit der Miene beleidigter Würde betrat er das Gemach. Die Geräusche des Knien, Keuchens, Seufzens, glänzend inszeniert, waren ihr eine Wohlthat. Mit einem Griff faßte er den Schirm, zog ihn hervor, entledigte ihn der Hülle und ließ den Schirm in sein rechtes Hofenbein gleiten. Der Kragen blieb absichtlich ungeknöpft. So kam er ins Wohnzimmer zurück . . . etwas behindert beim Gehen . . . „Gefunden“, sagte er, „unterm Bett, wo ich ihn vermutete.“ „Was hast du am Fuß?“ sagte sie scharf. „Rheumatisch“, antwortete er schnell. „Rheumatisch? Oder vom Trinken, meinst nicht?“ Mit der Miene dessen, der solch eine Beleidigung jeder Antwort für unwürdig hält, entwischte er, mühselig Schritt für Schritt die Treppe herab. Sein Herz ziterte im Triumph. Nicht die List seines Kunstgriffs allein, er hatte Sarah überlistet! Einmal auf der Straße, zog er den Schirm aus dem Hofenbein und versteckte ihn unter seinem Rock. So kam er zum Pfandleiher . . . „Zehn Schil-



Gruß der Heimat

Fürchte dich nicht, es kann dir nichts geschehn:
Goldne Sonne steigt ewig empor,
segnet die Heimat, die dich verlor,
magst du auch fern von ihr untergehn.

Fürchte dich nicht, sie ist ja so schön!
Lächle, Fremder, noch glücklich im Weh!
Donautal, Schwarzwald, der Bodensee,
Alpengipfel, umweht vom Föhn,

und die herrlichen Sänge am Rhein!
Ist sie auch weit, noch freudig im Smerz
trägst du die Heimat doch heiß im Herz.
Fürchte dich nicht, sie bleibt immer dein!

Fürchte dich nicht, es wird alles gut:
deine Erinnerung ist nicht verbannt,
tausendfach lebst du in deinem Land,
schürst seine Zukunft mit deiner Mut.

Fürchte dich nicht, es kann nichts geschehn:
Höre, wie flüsternd die Heimat spricht —
und dann siehst du ihr junges Gesicht!
Magst du auch Deutschland nicht wiedergehn . . .

Magst du auch Deutschland nicht wiedergehn . . .

lingel!“ — „Sagen Sie 15, und wir teilen die Differenz.“ — „Gemacht, Ihnen zuliebe.“ Wobei er schon die Geldnote herausnahm. Sullivan lief zum Barbier. „Will mir schnell meine Schuld abzahlen, und 'n bißchen rasieren tät auch not“, sagte er mit der Gelassenheit, die er gelegentlich hervorzuweisen verstand. Er ließ sich im Stuhl nieder. Schon lange hatte er nicht in solchem Luxus geschwelgt, dachte er, als er über sein glattes Kinn strich. „Was ist's“, warf er hin, „mit Ruddigore für das Zwei-Uhr-Mennen, Mr. Harris“, fragte er dem Barbier zu blinzeln. „Ruddigore? Nicht die geringste Chance. Keine Spur!“ — „Wie doch können Sie gehen?“ fragte Sullivan noch gleichgültiger. Der Barbier sah in die Zeitung. „Es wird mit Fünzig angeboten. Ich geb Ihnen vierzig zu eins.“ — „Gemacht“, sagte Sullivan. „Zwanzig Pfund für zehn Schillinge.“ — „Sagen Sie mal, wissen Sie was?“ fragte der Barbier argwöhnisch. „Gar nichts“, antwortete Sullivan wahrheitsgemäß. „Aber wenn mich so eine Lanne packt, muß ich nachgeben. So'n Mensch bin ich.“ — „Na, na, Launen kosten Geld“, lachte der Barbier, während er die zehn Schillinge einsteckte und Sullivan eine Bestätigung darüber einhändigte.

Mit dem Rest seiner 15 Schillinge suchte Sullivan sein Stammwirtshaus auf. Endlich wieder einmal die Spannung eines beträchtlichen Spiels. Er war ganz erhitzt. Zwanzig Pfund, drei Monate Verdienst! Sarah verzah er ganz. Kaufte eine Zigarre, sehr verschieden jenen Havannas, die er sich als Kammerdiener auszuborgen pflegte. Die guten alten Zeiten! Sie schienen sich zu erneuern. Ruddigore . . . Er trank drei Seideln und wartete auf das Ertönen des Sportberichts. Endlich! Versucht mit dem Augenglas! Aber der Wirt las vor: „Nach Schluß des Blattes: 2 Uhr. Epfom Spring Handicap. Erster Ruddigore . . .“ „Wie stehen die Wetten?“ fragte Sullivan. „Fünzig zu eins.“ „Na da hab ich ja mit 40 ganz zu gemacht? Wieviel?“ „Zehn Schillinge.“ Und mit grobkörniger Gestirnte zeigte er ihm den Wettenzettel. „Zehn Schillinge? Das bedeutet also 20 Pfund —! Sind Sie aber zu beneiden!“

Mr. Sullivans Herz hüpfte. Er überlegte. Am Mittwoch wurde der Barbierladen um zwei Uhr geschlossen und erst des Abends wieder für den Tabakverkauf geöffnet. Er konnte demnach seinen Gewinn nicht vor dem Abend einfassieren. Dies sagte er dem Wirt. „Momentan bin ich etwas knapp bei Kassa. Würden Sie mir vielleicht bis zum Abend zwei Pfund leihen?“ — „Aber gern“, meinte dieser entgegenkommend. Mr. Sullivan trank auf sein Wohl zur Feier des Ereignisses.

Selbst die Natur hatte Ruddigores Sieg zu Ehren ihr Gesicht geändert. Der gräßliche Frühregen war einer sommerlichen Sonne gewichen. Ein starker Föhn hatte das Pflaster schnell getrocknet. Die verhaltene Wirtshausluft dämpfte Sullivans trübende Kleider und Stiefel. Den gleichen Dienst hatte das Bier seinem Geist erwiesen. Er war ein glücklicher Mensch. In dieser warmen Sportmannsstimmung trat er bei

Sarah ein. Erschreckt wich sie zurück: „Du kommst aus der Kneipe!“ „Ich? Ha, ich trinke! Nimm dein bestes Kleid, Sarah, und hinaus! Wir wollen uns einen guten Tag machen!“ „Ned keine Dummdreier und schlaf lieber deinen Rausch aus, Gilbert!“ Da nahm er sie in die Arme, drückte ihr schmagend einen Kuß auf den Mund. „Sullivan“, sagte sie, „wenn du nicht besoffen bist, so ist 'ne Schraube los. Was heißt alles das?“ — „Nuddigore! Ein richtiger Coup (er jagte Coop) Sarah, ein Viechsglück! Bierzig zu eins . . . zwanzig Pfund! Jetzt aber alle! Den Hut auf! Wir machen eine Ausfahrt, so sei doch nur ein bißchen sportsmännisch, Sarahchen!“ — Von seinem glückseligen Gepolter angelockt, zog sie endlich doch ihren Sonntagsstaat an. Sullivan war verliebter Laune, was seine Umarmungen bewiesen. Sie wehrte leuch ab. Seinen Arm um ihre Taille stiegen sie ärtlich die Treppen hinab. Seit ihren Klitterwochen hatte sie ihn nicht mehr so gesehen. Am Treppenaufstieg blieb sie mit einem Rud stehen. „Ich hab meinen Regenschirm vergessen!“ — „Wozu, ich bitte dich! Es scheint die helle Sonne!“ „Der ist ja auch gegen Sonne“, sagte Sarah und wollte zurück. „Aber laß das doch und komm!“ Er sicherte. „Plem plem, Gilbert!“ Aber Sarah stimmte ein, wenn sie auch nicht wußte, warum sie lachten . . . Also direkt wie in alten Zeiten! Welch eine Figur von einem Mann. Er war Jemand! Schon die Art, wie er einen Wagen herbeizitierte. Wie der Kutscher debot den Hut lüftete und „Sir“ sagte. „Was macht dein Rheumatismus, Lieber?“ äufelte sie. Erneuter Nachausbruch. Er ließ sich in eins der Wirtschaftshäuser der Vorstadt fahren, das einem alten Kollegen, auch gewesener Kammerdiener, gehörte, der Sullivan lärmend empfing. Sullivan lud ihn zu einem Whisky zu Ehren des Tages ein. Die beiden Frauen tranken Portwein. Sie verbrachten einen außerordentlich gelungenen Nachmittag miteinander und brachen spät erst auf, nicht ohne noch zwei Bouteillen in den Wagen mitzunehmen, die sie sehr schnell leerten. Auf dem Rückweg war Sullivans Haltung womöglich noch würdiger. Seine vornehme Ruhe — wiewohl zum größten Teil die Folge großer Schläfrigkeit — stand im starken Gegensatz zu Sarahs beschwingt-feuriger Stimmung. Es war das natürliche Ergebnis dieses herrlichen Tages. Mühselig, friedvoll, sanfterregt saßen sie festaneinandergepreßt. „Dort halten Sie, Kutscher, einen Augenblick.“ „Jawohl, Sir.“ Der Wagen bog um die Ecke. Sullivan stieg aus. Kaum war Sarah allein, stieg auch schon eine Ahnung in ihr auf, da stünne etwas nicht. Nicht nur, daß das Geschäftchen geschlossen war, waren auch die Fensterläden herabgelassen. Er spähte durch die Ritzen. Nicht ein Schimmer. Er trommelte an die Tür. Niemand antwortete. Sie war verschlossen, und von außen mit einem Vorhängeschloß versperrt. Als er das sah, betam er einen roten Kopf. Beunruhigend das! Heftig klopfte er an die Nachbartür. „Wer da?“ brummte eine Stimme. „Bei Mr. Harris, dem Barbier, sind die Läden zu.“ sagte Sullivan höflich. „Könnten Sie mir nicht sagen wo er ist?“ „Ja, gewiß, das kann ich. Er ist nach London gefahren, woher er stammt. Etwas über Hals und Kopf und kehrt nicht mehr zurück. Sein Geschäft hat er verkauft. Mein Sohn nämlich hat es von ihm erstanden. Wollten Sie was?“ „Ne . . . nein, nein, nichts, danke . . .“

Aufgeessen! Zwanzig Pfund . . . und mehr als zwei davon bereits futsch — abgesehen von den zehn Schillingen Einsatz! Ob er nur genug für den Kutscher hatte? Und wenn nur Sarah nicht die volle Bedeutung dieser vertrakteten Geschäfte erriet! In fabelhaft beherrschter Gefastheit — die Erbschaft einer Reihe Dienstjahre in Herrschaftshäusern — stieg er wieder zu ihr in

den Wagen, und gab dem Kutscher ihre Hausadresse an. „Sehr wohl, Sir.“

In diesem Augenblick brachen zwei Sturzläche los. Der erste von einem Hagelsturm, der den Himmel in Dämmer hüllend, niederstie und sie im offenen Wagen jäh durchtränkte — der zweite, nicht minder heftige aus Sarahs Wutlippen. Belämmert senkte Sullivan den Kopf gegen beide. In seiner Weise war jeder von ihnen gänzlich widerstandslos. Rassen Matten gleich kletterten sie die Stufen hinauf — unwirbelt noch von den Schleusen der Zunge Sarahs . . .

„Warum er nicht das Geld vorher ein-kassierte. Weshalb er nicht die Polizei antelephonierte? Warum er nicht den Verstand hatte, sich um die Adresse zu erkundigen?“ — „Aber bitte sehr, tu du's gefälligst in dem Guß, wenn du neugierig bist“, herrschte er sie an. Sofort drückte sie entschlossen ihren Hut wieder in die Stirn und schoß ins Schlafzimmer. Sullivan schwante was! Das Vergste stand noch zuvor: „Wie Gott will, ich halt still“, sagte er zu sich resigniert. Einem heftigen Windstoß gleich

prallte sie ins Wohnzimmer zurück. Atemlos: „Mein Regenschirm! Wo hast du meinen Regenschirm hingetan?“ Aus dem vor einer Stunde noch ärtlich-weichem Geschöpf war eine Tigerin geworden. „Du . . . du hast ihn genommen“, und sie brach in hysterisches Schluchzen aus. „Verfluchter Regenschirm, solche Geschichten zu machen! Was ist ein Regenschirm im Vergleich zu meinen zwanzig Pfund, ha?“ Er riß sie herum, schüttelte sie, und das tat gut. Sie hörte tatsächlich zu flennen auf. Sofort lenkte auch er ein: „Schau, Sarah, war es nicht ein herrlicher Tag? Verdorb mir doch nicht die Freude daran . . .“

„Aber ich will meinen Regenschirm . . .“ beharrte sie jammern. Mit Vermunftgründen war dieser Frau nicht beizukommen. Unsportlich und undankbar, im höchsten Grad. „Wenn du darauf durchaus bestehst, na gut, dann kannst du ihn wieder haben,“ ich aber gehe schlafen, ich bin müde.“ Und mit großartiger Geiste ließ er einen regen durchweichigen Pfandschein in ihre ausgestreckte Rechte gleiten.

(Deutsch von Alice Seiner.)

Die albanische Professur

Von Willy Meyer-Honrath

Mit einem griechischen Freunde, der seine Studien in Heidelberg betrieben hat, siße ich in einer kleinen Taverne an der Peripherie Athens. Am Nebentisch poltern lärmend drei Menschen auf politische Weise: Ein Royalist, ein Venisist und ein Bauernparteieller können ihre politischen Ansichten nicht auf einen Kenner bringen. Am wildesten führt sich der Royalist auf, augenscheinlich Maurer von Beruf, denn der Mörtel hängt ihm noch an Nase, Knie und in den Augenbrauen. Seine beiden Gegner schweigen schließlich erschöpft. Es wird still am Nebentisch. Aber der monarchistische Kampfahn scheint noch keineswegs gesonnen, sich dem Schweigen zu ergeben. Er hält nach neuen Opfern Umschau und borchet nach unserm Tisch hin, bestimmt mit der Absicht, sich bei passender Gelegenheit in unser Gespräch einzuschalten. Aber zu seinem offensichtlichen Leidwesen sprechen wir eine Sprache, die er nicht versteht. Man sieht ihm an, wie er trotzdem nach einer Gelegenheit angelt, in unsere Unterhaltung einzubreden. Und richtig, mit einem gewinnenden Lächeln wendet er sich alsbald an mich.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich verstehe zwar leider nicht, was Sie reden, aber doch weiß ich, was für eine Sprache Sie sprechen.“

„So?“ erwiderte ich erstaunt. „Welche denn?“

„Albanisch“, sagt er triumphierend.

„Das ist ja prächtig, wie Sie das herausbekommen haben! Sie sprechen wohl mehrere Sprachen?“

„Ei freilich“, antwortete er stolz und rückt sogleich mit seinem Stuhl näher an unseren Tisch heran. „Englisch, Französisch und Türkisch.“

„Fabelhaft! Aber wie haben Sie es fertig bekommen, sich so viele Sprachen anzueignen?“

„O, ich war während des Krieges in Saloniki, und da gab es Franzosen und Engländer genug, von denen man lernen konnte, wenn man klug und wüßig genug war. Und Türkisch spreche ich von meiner Kindheit an.“

„Ablehnd?“ forscht mein Freund.

„Absolut fliehend! Ich möchte sagen, besser als meine Muttersprache.“

„Wie ist das möglich? Das klingt ja un-glaublich!“

„Bitte, fragen Sie mich doch was auf Tür-

kisch, wenn Sie diese Sprache kennen“, erwidert gekränkt der Biedere.

„Was heißt Kiof auf Türkisch?“

„Kiof!“

„Und Kefmel Kataif?“ (Türkische Wehl-

speise).

„Kefmel Kataif!“

„Und Kes?“

„Kes!“

„Und Stambul?“

„Stambul!“

„Manu“, tut mein Freund zweifelnd, „das ist aber recht merkwürdig. Ich frage Dich, was das alles auf Türkisch heißt, und Du gibst mir auf Griechisch Antwort. Und da willst Du uns vormachen, daß das Türkisch sei. Du stunferst so dreist wie schlecht, alter Schelm!“

„Nein, ich stunfere nicht“, braust er auf. „Was kann ich dafür, daß es so heißt?“

„Na, und wie heißt Sultan auf Türkisch?“

Einen Augenblick zögert der Brave. Man sieht ihm an, daß ihm das Wort „Sultan“ auf der Zunge liegt, aber er besinnt sich. „Sultan, das heißt auf Türkisch Abdul Hamid“ erwidert er.

„Sehen Sie jetzt ein, daß der Herr doch Türkisch kann?“ mische ich mich ein.

„Ja, jetzt glaube ich es. Aber höre, lieber Freund, das ist ja ganz phänomenal, wie Du die Sprachen beherrschst! Du bist Maurer, wie ich sehe, und da steckst Du doch in einem ganz falschen Beruf!“

„Was soll man machen“, seufzt er auf. „Hier bei uns, wo alle Leute so superklug und geschickt sind, verschimmeln eben die Talente.“

„Leider“, bekräftigt mein Freund. „Aber sagen Sie, Herr Doktor, wendet er sich an mich, hätten Sie in Albanien nicht eine passende Verwendung für diesen Sprachkünstler?“

„Das läme darauf an. Wir haben in Tirana noch keinen Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft. Vielleicht . . .“

„Hättest Du nicht Lust, als Professor nach Tirana zu gehen?“

„Was hätte ich denn da zu machen?“

„Aurat dasselbe, was Du eben gemacht hast“, lächelt mein Freund. „Du erzählst den albanischen Studenten das gleiche, was Du uns vorgezogen hast.“

„Aber ich möchte doch lieber nicht.“

„Warum denn nicht?“

Liebe und Prozente

Skizze von Olaf Barron

Nerods verglich der Südamerikaner seine Armbanduhr mit der Normaluhr in der Portierloge des feudalen Mammut-Grand-Hotels. Schon eine Viertel Stunde über die vereinbarte Zeit, merkwürdig. Scheint nicht zu kommen, nervenaufpeitschend, solche Ungewißheit.

Nun ja, eine Dame von Welt läßt sich nicht so schnell in ein Abenteuer ein, zumal er sie eigentlich nur durch die liebenswürdige Vermittlung des Empfangschefs (diese Vermittlung kostete einen diskret zugesteckten Zehn-Dollar-Schein) kennenlernte.

„Diese versch... Europäerinnen“, flucht Senor Lupo de Alamor für sich und gedrückt ärgerlich die siebzehnte nur halb gerauchte Zigarette. Plötzlich steht sie vor ihm, sie kam von der Seite, ohne daß er ihr Kommen bemerkte. Lächelnd reichte sie ihm ihre gepflegte Hand entgegen, würdig und maßig erhebt sich Senor de Alamor, um einen Handkuß auf die zierliche, mit einem wunderbaren Brillanten geschmückte Hand zu drücken. Sie, die Gräfin Eleonore von Wildenburg, sieht heute abend berückend aus, ein herrliches Abendkleid fliegt an ihrem prägnanten Körper herunter, mit der einen freien Hand hält sie lose ein Abendcape zusammen. Tiefschwarze Haare umrahmen ihr mabonnenhaft schönes Gesicht. Senor de Alamor glaubt, nie eine schönere Frau zwischen Südamerika und Europa getroffen zu haben. (Er gedachte rasch seiner kleinen, fetten Senorita daheim und stellte unlogische Vergleiche.) Diese Frau war tatsächlich auch ein kostspieliges Abenteuer wert.

Senor de Alamor hilft der Gräfin in seinen Wagen.

„Und wohin wünscht der spanische Grande mich zu führen“, fragt ihn schelmisch die Gräfin.

„Gnädigste, wollen Sie nicht einen Vorschlag machen, wo Sie sich wohl fühlen, ich bin hier ja fremd und möchte Ihnen daher die Wahl überlassen.“ — „Gern, recht gern. Fahren wir in die Hollywood-Bar, dort sieht man ein hervorragendes Programm, trifft gutes Publikum, ist ausgezeichnet, es ist eben ein Lokal der fashionablen Gesellschaft.“

Der Abend verläuft wirklich recht amüsan, es folgen ihnen noch einige nicht minder unterhaltende, der Teilnehmer der Hollywood-Bar hat an dem Ausländer aus Uebersee kolossal verdient. Doch leider kam Senor de Alamor bei der Gräfin nicht weiter, als eben zu diesen Abenden in der Bar, man speiste, man trank, man aß, der temperamentvolle Südamerikaner mußte sich mit der Gesellschaft der schönen Frau begnügen.

Dies ging acht Abende so, bis zum Tage der Abreise Senor de Alamors. Am neunten Tage erschien die Gräfin im Mammut-Grand-Hotel, um mit dem Empfangschef zu sprechen.

„Also das, mein Lieber, war mal wieder ein anständiger Kavaliere in diesen Zeiten“, empfing sie ihn. „Durchschnittlich 180 Franc pro Abend Zechen, macht zusammen 1440 Franc. Habe eben die 20 Prozent vom Chef der Bar bekommen, hier ist nun Ihr Anteil, 10 Prozent, 144 Franc. Ist übrigens wieder irgendein Ausländer, bei dem es sich lohnt, angekommen?“

„Ja, seit drei Tagen, Fräulein Gartner (alias Gräfin)“, bedeutet ihr der Empfangschef geheimnisvoll, „weilt ein unermeßlich reicher chinesischer Mandarin bei uns, der Sie brennend gern kennen lernen möchte und mich schon quält, ob ich ihn nicht mit dieser herrlichen weißen Blume gleich der silbernen Mondsigel“ bekannt machen könnte.“

„Nun selbstredend, aber unauffällig wie immer. Ueberhaupt, die Exoten sind mir und auch der Hollywood-Bar am liebsten.“

„Leider kenne ich mich nicht so recht im Lesen und Schreiben aus. Ich bin nämlich Agrannatos.“

„Das macht gar nichts! Nicht wahr, Herr Doktor? Du hast weiter nichts zu tun, als vorzutragen. Das Lesen und Schreiben besorgen dann schon die Studenten.“

„Ach, ich geniere mich. Ich habe noch nie in einer größeren Versammlung gesprochen. Ich glaube, ich kriegen das überhaupt nicht fertig. Ich werde zu stottern anfangen, und die jungen Herren Studenten werden mich auslachen.“

„Was heißt große Versammlung? Und was Stottern?“ schreit mein Freund. „Haßt Du vorhin gestottert, als Du mit uns sprachst? Ich habe nichts davon gemerkt.“

„Ja, aber...“
„Was aber? Immer noch aber?“
„Nun ja, was werden sie mir in Tirana schon für meine Weisheit zahlen?“

„Was sie zahlen werden? Weniger als zwanzigtausend Drachmen können sie Dir doch kaum anbieten.“

„Im Jahre?“
„Im Monat, Du Dummkopf!“
„Was? Im Monat? Ist das wahr?“ Er regt springt er vom Stuhl hoch.

„Natürlich ist es wahr.“
Einige Augenblicke denkt der verblüffte Sprachkünstler nach. „Ja“, sagt er dann, „wenn dem so ist, dann kann ich die Arbeit selbstverständlich übernehmen.“

„Siehst Du?“ triumphiert mein Freund. „Und nun halte Dich gut mit diesem Herrn hier, damit er ein gutes Wort für Dich beim König Boghu einlegt. Er ist nämlich weißschweifig mit ihm verwandt.“

„Zwei Oka Wein, Kellner! Und Zubeiß auch! Was für Zigaretten rauchen Sie, Herr Doktor? Papatratos oder Karavassilis? Ich ziehe Barlas vor.“

„Frage nicht so dumm und bestelle lieber. Aber den Wein, den bezahlen wir. Du kannst den Zubeiß beisteuern. Und Deine beiden Freunde sind natürlich auch eingeladen.“

Wir haben in dieser schönen, lauen Sommernacht gezecht, bis der Himmelswagen Apolls über den Kamm des Penteli kletterte. Als wir aufbrachen, nahm mich der Veniselist beiseite. „Kurze“, raunte er mir zu, „einen so herrlichen Abend habe ich noch nie erlebt, und noch nie habe ich so gelacht wie heute. Wir müssen unbedingt unsere Unterhaltung heute abend fortsetzen. Kommen Sie, ich bitte Sie! Ich lasse auch ein Lamm schlachten, und an gutem Wein soll es auch nicht fehlen. Daß dieser alte Knabe dumm ist, das weiß ich natürlich, denn wie könnte er sonst als Althener kein Demokrat sein. Daß er aber so einfältig ist, das hätte ich nie für möglich gehalten.“

Wir trafen uns am gleichen Abend. Der „Professor“ hatte für mich eine besondere Ueber-raschung bereitet. Er brachte seinen Nachbar mit, einen wackeligen Albanier, damit ich mich mit ihm in „unserer Muttersprache“ unterhalten könnte. — Kurz entschlossen redete ich den biederen Schkipetaren mit Holländisch an. Der antwortete erstaunt in seiner Sprache. Wir redeten eine Weile drauflos, ohne daß wir uns auch nur mit einem Wort verständigen konnten. Schließlich brach dem Albanier die Geduld.

„Was dieser Herr hier spricht, verstehe ich einfach nicht“, sagte er achselzuckend.

„Wieso?“ fuhr ihn wütend der „Professor“ an. „Am Ende bist Du gar kein Albanier und hast mir nur was vorgelesen.“

„Ach kein Albanier?“ schrie zornbevend der Schkipetare. „Ich bin aus Santi Quaranta. Geboren dort und aufgewachsen auch.“

„Natürlich spricht dieser Herr Albanisch“,

lenkte ich ein. „Aber Südalbanisch. Und da ich aus dem Norden bin, aus Stutari, ist die Verständigung nicht so einfach. Es gibt da zuviele Dialekte.“

„So!“ brauste der „Professor“ auf. „Jetzt ist es heraus! Nur einen Dialekt sprichst Du! Habe ich mir doch gleich gedacht, daß Du Prahlhans nur ein ungebildeter Bauer bist!“

Hast wäre es zu einer Kauferei gekommen. Wir schlichteten den aufkeimenden Streit noch gerade rechtzeitig.

Noch oft hat sich unser Sprachkünstler bei mir nach seiner Professur erkundigt. Ich habe Mühe gehabt, ihm beizubringen, daß die augenblicklichen Zustände in Albanien, vor allem der vorherrschende italienische Einfluß, es vorläufig unmöglich machten, ihm zu seinem Lehrstuhl zu verhelfen.

Der brave Ryan

Norman Ryan war Kanadas berühmtester Verbrecher: Räuber, Einbrecher, Fälscher und Mörder. Im Jahre 1913 wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Zunächst war er weit davon entfernt, die Strafe mit christlicher Resignation auf sich zu nehmen; vielmehr organisierte er einige Mitgefangene und machte mit ihnen einen Ausbruch, der vollkommen glückte. Er wurde wieder eingekerkert, und nun beschloß er, seine Freiheit auf diplomatischer und dazu noch legale Weise zu erlangen. Er wurde ein Mustergefangener und erwarb sich das Vertrauen der Gefängnisleitung. Seinen Missetatündern wurde er als gutes Beispiel vorgehalten.

Im vergangenen Sommer wurde er mit dem Besuch des kanadischen Premierministers Bennett und anderer höherer Beamten beehrt. Sie kamen in seine Zelle und ließen sich von ihm erzählen, wie, wieso, warum er sich gebessert habe und ein anständiger Mensch geworden sei. Die Herren waren von seinen Erklärungen befriedigt und sogar gerührt, und der brave Ryan wurde als gebessert entlassen.

In der Freiheit wurde er zum Parade-pferd derjenigen Kreise, die Sträflingsfürsorge mit mehr gutem Willen als guter Psychologie betreiben: der religiös eingestellten. Eine jener typisch angelsächsischen Reformbewegungen, eine Organisation, die sich zur Aufgabe gesetzt hatte, das Verbrechen zu bekämpfen, und zwar nicht durch die Behebung seiner sozialen Ursachen, sondern durch rührsame Predigten an die Zuhörer beider Geschlechter, sandte ihn als Wanderredner durchs Land. Er erzählte den gespannt lauschenden Knaben und Mädchen im Heils-armceeton, was für ein schlechter Mensch er gewesen sei, wie er sich nun gebessert habe und wie schön es sei, anständig zu sein; und seine Reden waren große Erfolge, denn die Jugend, für Romantik immer zu haben, sah sich natürlich mit Begeisterung den berühmten Verbrecher an.

Am 23. Mai 1936 passierte dem braven Ryan aber ein peinliches Mißgeschick: er wurde samt einem Kameraden erschossen, als sie eine Schnapschenke austrinken wollten. Schon hatten sie dreißig anwesende Kunden mit vorgehaltenen Revolvern gezwungen, sich an der Wand aufzureihen und stillzuhalten; da kam die Polizei und störte das Idyll. Es gab eine kleine Schießerei, und mit dem braven Ryan war es aus. In seiner Garage fanden die Beamten die vollständige Ausrüstung eines Geldschankknaders, und bei den weiteren Nachforschungen stellte sich heraus, daß Ryan, der tagsüber durch herzbetogende Reden die Jugend vor der Verbrecherlaufbahn warnte, nachts eine erfolgreiche Verbrecherbande leitete. M. P.



Copyright P. L. B. Box & Copenhagen



Adamson und die Pfefferbühse

Naturwissenschaftliche Kurzberichte

Von E. Aldt

Hormone auch bei Insekten nachgewiesen

Das die Lebens- und Entwicklungsvorgänge nicht nur bei Mensch und Wirbeltieren, sondern auch bei niederen Tieren hormonal geregelt werden, hatte man längst vermutet. Jetzt haben zwei Forscher, unabhängig von einander, durch interessante Experimente den Nachweis erbracht, daß es sich wirklich so verhält. Die Versuche beziehen sich auf Insekten. Der eine der beiden Forscher arbeitete mit einer blutsaugenden tropischen Wanzenart, der andere mit Larven der blauen Schmeißfliege. Es hat sich gezeigt, daß zur Larvenentwicklung und zur Geschlechtsreife der Tiere ein Stoff unerlässlich notwendig ist, der von einer nahe dem Gehirn gelegenen innersekretorischen Drüse produziert und ins Blut abgegeben wird.

Wanzen machen bekanntlich keine vollständige Verwandlung durch. Die jungen Tiere ähneln den alten schon weitgehend, doch fehlen ihnen bis zur 5. Häutung die Geschlechtsorgane. Erst nach dieser letzten Häutung sind die Tiere keine Larven mehr, sondern fertige, fortpflanzungsfähige Wanzen. Man fand nun, daß es für die einzelnen Häutungen in einer bestimmten Zeit nach der letzten Blutmahlszeit eine „kritische Periode“ gibt. Erst wenn diese überstanden ist, kann die Häutung eintreten. Merkwürdigerweise können die Tiere selbst dann noch zur Häutung schreiten, wenn man ihnen den Kopf abgeschnitten hat, vorausgesetzt, daß das Köpfchen nach der kritischen Periode erfolgt ist. Hat man es vorher vorgenommen, so unterbleibt der Hautwechsel. Wenn man aber diesem kopflosen Tier das Blut eines Tieres einspritzt, das die kritische Periode bereits überstanden hat, in dessen Blut also das zur Häutung notwendige Hormon kreist, so erfolgt die Häutung dennoch. In einem anderen Experiment wurden Tiere verschiedenen Alters geköpft und die kopflosen

Tiere an den Schnittflächen bereinigt. Verbindet man auf diese Weise ein Tier vor der 5. Häutung mit einem jüngeren Tier, so zeigt sich eine deutliche Beeinflussung der jüngeren Larve, welche nun „frühreif“ wird und Merkmale bekommt, die normalerweise nur das Geschlechtsstadium hat. Wanzenweibchen, denen man die das Hormon liefernde Drüse entfernt, legen keine Eier mehr. Spritzt man ihnen nun aber Blut von einem normalen Weibchen ein, so sind sie wieder instand gesetzt, Eier zu produzieren.

Die Versuche mit den Fliegenlarven wurden in ganz anderer Weise vorgenommen. Durch Abschürfung bestimmter Körperanteile wurde die Hormonzufuhr nach diesen unterbrochen und es zeigte sich dann, daß die betreffenden Körpersegmente den Vorgang der Verpuppung nicht mitmachen konnten. Erst nach Einspritzung von hormonhaltigen Larvenblut konnten sie sich nachträglich noch verpuppen. Diese Versuche scheinen für eine ausschlaggebende Rolle der Hormonwirkung bei Wachstum, Metamorphose, Geschlechtsreife und Vermehrung zu sprechen.



Morgensterniade

(Monolog eines Hundes zur neuesten Verordnung.)

„Die Besitzer von Hunden in Belgrad sind über einen Erlass des Magistrats, wonach Hunde in Wohnungen, auf Höfen, Straßen und Plätzen nach neun Uhr abends nicht bellen dürfen — erregt“.

Bell' ich in Belgrad?
 Oder bell' ich nicht in Belgrad?
 Bell' ich vor neun grad?
 Oder nach neun grad?
 Bell' ich grad' oder ungrad'?

In Belgrad?
 Nicht in Belgrad?
 Grad' in Belgrad?
 Bell' grad', bell' grad', bell' grad'!

Plagiator.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 284.

Von S. S. Lewmann, Moskau.

(Xadres Brasil, 1936.)

Schwarz: Ke5, Dd4, Tf4, Lf5, Sb4, Bd6, d7. (7)



WeiB: Kb1, Dh2, Te1, h6, Lb2, g8, Sc3, e4, Bd5, g4. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 281: Te7-e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Teitschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Proch Anton, Predlitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schladnich Bruno, Türnitz; Richter Karl, Pollitz a. E.; Dinnebler Emil, Teitschen; Dreßler Rudolf, Vlasim (Sanatorium); Geißler Josef u. Havel Franz, Modlan; Bittner Richard, Kleinauzsd.; Habl Erwin, Schindler Robert, Freundl Anton, Lohmüller Hans, Hofeld Otto, König Anton, Chlmiak Teo, sämtlich Nesterstz; Eichler Otto, Drakowa; Hyna Josef, Hostomitz; Tesaf Franz, Suchel; Triltsch Gustav, Wlsterschan; Müller Karl, Krowchitz; Strache Rudolf, Großpriesen.

Kreismeisterschaft.

In der Elbegruppe gelangten am 24. Mai die Spiele Warnsdorf gegen Seldnitz in Böhm.-Kamnitz und Kleische gegen Krowchitz in Nesterstz zur Austragung. Beide Spiele endeten mit 5½:2½ Punkten für die Erstgenannten. Kampfrichter waren in Böhm.-Kamnitz Gen. Alme, in Nesterstz Gen. Habl. Nachstehend die Ergebnisse: In Böhm.-Kamnitz:

	Warnsdorf	Seldnitz
Brett 1	Pik Ant. 1:0	Tschinkel 1:0
.. 2	Warzel ½:½	Dowiasch Hellm. ½:½
.. 3	Skrbek 1:0	Hübel 1:0
.. 4	Hausner 0:1	Dowiasch Rud. 0:1
.. 5	Pilz Rud. 1:0	Weber 1:0
.. 6	Riedl 1:0	Redlich 1:0
.. 7	Feicht 1:0	Jüstel 1:0
.. 8	unbesetzt	0:1 Deutschmann

Ergebnis: 5½:2½ für Warnsdorf

In Nesterstz:

	Kleische	Krowchitz
Brett 1	Aron ½:½	Jelinek ½:½
.. 2	Guth ½:½	Heyer ½:½
.. 3	Repka 1:0	Günther 1:0
.. 4	Dubický J. ½:½	Müller ½:½
.. 5	Wendler 0:1	Wenzel 0:1
.. 6	Dubitsky H. 1:0	Eckert 1:0
.. 7	Schulz 1:0	unbesetzt 1:0
.. 8	Hübler 1:0	.. 1:0

Ergebnis: 5½:2½ für Kleische.

Die dritte Runde findet erst nach dem Bundesfest Komotau statt, und zwar am 9. August.

Problemkomponisten, Achtung!

Der Bundesschachausschuß beschloß in seiner Sitzung am 12. Mai die Ausschreibung eines Problemturniers für Zwei- und Dreizüger. Die Einsendetermine sind für Gruppe Zweizüger vom 1. Oktober 1936 bis 1. April 1937, Dreizüger vom 1. April bis 1. Oktober 1937. Die Einsendungen werden im Schachmittlungsblatt und „Schach-ecke“ veröffentlicht. Als Preisrichter sind die Löser aussersehen, welche die Aufgaben beurteilen werden und ihrer Meinung Ausdruck geben werden. — Also wir bitten die werten Genossen Komponisten und Löser um recht eifrige und zahlreiche Beteiligung an diesem Werk.